



»Wir schulden der Welt eine Revolution«

Die neue Ära der Wiener Festwochen und die Oper »Justice«. Notizen von Eva Brenner.

Seit dieser Saison ist der Schweizer Regisseur und Theaterrebell Milo Rau Intendant der Wiener Festwochen. Viel wird von ihm erwartet, so soll er dem ehrwürdigen, künstlerisch stagnierenden und politisch schwerfällig gewordenen Festival neues Leben einhauchen, jüngere Publikumsschichten anziehen und helfen, dessen weltweite Relevanz zu erhöhen. Raus Ansprüche sind ambitioniert, er fordert neue Rechte für die Kunst und beginnt mit der Ausrufung einer »Freien Republik Wien«. Bereits die von verummten Rebellen angeführte Eröffnungszeremonie gab sich verbal-radikal, frech und postkapitalistisch – am Wiener Rathausplatz lieferte man sich ein ohrenbetäubendes Match flotter Ansprachen und gängiger Punk-Musik, u. a. von der russischen Band Pussy Riot, dem Oberösterreich-Acts Bipolar Feminin oder Voodoo Jürgens. In- und ausländische Schauspielgäst:innen gaben sich die imaginäre Klinke in die Hand, während wild flackernde Projektionen die Fassade des Rathauses entflamten und die heimische Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek eine seltene Videorede zum Besten gab, in der sie vor dem Rechtsruck im Lande warnte. Selbst diese ernst-gestimmte Mahnung konnte den schalen Eindruck eines künstlich hochgezwickelten Marketingpektakels, in dem Panem et Circenses für das Volk geboten wurden, nicht entkräften.

Theaterwunderkind und sanfter Rebell

Milo Rau, Jahrgang 1977, ist Regisseur, Autor und Dozent und war Intendant des NTGent (Belgien), bevor er überraschend die Intendanz der Wiener Festwochen übernahm. Er studierte Soziologie, Germanistik und Romanistik in Paris, Berlin und Zürich u. a. bei Pierre Bourdieu und Tzvetan Todorov. Er ist bekannt für grenzüberschreitende

kunstpoltische Projekte, Theaterstücke, Filme, Bücher und Aktionen. Seine Produktionen waren bei großen internationalen Festivals zu sehen, wie dem Berliner Theatertreffen, dem Festival d'Avignon, der Biennale Venedig oder dem Brüsseler Kunstenfestivaldesarts. Seine Stücke wurden in über zehn Ländern in Kritikerumfragen zu den besten des Jahres gewählt und er erhielt mehrere Auszeichnungen.

»Wien brennt« und die »Wiener Prozesse« Ein »vielstimmiges, leidenschaftliches, kämpferisches, verrücktes Welttheater«, das die Gesellschaft verändert und die Wiener Verhältnisse wieder zum Tanzen bringt, sollen die Festwochen also werden, just der behäbigste Festivalpanzer mit einem traditionalistisch disponierten Publikum. Rau wird jedenfalls nicht müde, seine neue »Performance« als Intendant zur perfekten Chance zu erklären, dieses hehre Ziel zu erreichen. In den fünf Festivalwochen werden 47 Produktionen mit sozial-politisch aufgeladenen Themen das Programm bestücken, wobei die Dauererregung verbal-radikaler Gesten besonders die Nebenveranstaltungen kennzeichnen. Sie reichen von den »Wiener Prozessen«, einem Camp für Studierende bis zur Gründung einer »Akademie der Zweiten Moderne«, die das »größte Crossover-Festival Europas« zur Explosion bringen und – gemeinsam mit hundert Intellektuellen, Künstler*innen und Bürger*innen – Wien zur »Hauptstadt der Moderne« machen sollen.

Von Sein und Schein

Rau liebt es, die Grenzen zwischen Theater und Realität zu verwischen. Seine theatralen Gerichtsprozesse und Tribunale hat er zuvor in Moskau, Zürich oder im Kongo getestet und transferiert das

»



Milo Rau

Foto: Carol Parodi

»

Modell nun nach Wien, um mit Expert:innen und Publikum aktuelle Themen wie »die verwundete Gesellschaft«, »Die Heuchelei der Gutmeinenden« oder »Anschläge auf die Demokratie« juristisch einwandfrei abzuhandeln. Die Prozesse folgen der Vorlage echter Gerichtsverfahren, wobei professionelle Jurist*innen ihre Zeug*innen im Rückgriff auf existierendes Strafrecht verhören und Beteiligte des Rates der »Freien Republik« finale Urteile fällen. Es wird zu entscheiden sein, welcher realen Stellenwert das Publikum dieser Mimikry demokratischer Prozesse, die soziale Gerechtigkeit herstellen wollen, zuzuspricht.

Das Hinterfragen gängiger Denkweisen

Raus schrilles Wiener Protest-Programm umfasst Hearings im Rahmen der »Freien Republik«, die Ausstellung Genossin Sonne, eine Hamlet-Version für eine Frau, die in der Gegenwart eine Gesellschaft der Zukunft ausheckt, JaWa, eine polnische Performance über Obdachlosigkeit, Gefängnis, Kunst und soziale Verantwortung, die ukrainisch

besetzte Oper Kadish Requiem Babyn Jar über das größte Einzel-Massaker an 33.000 Jüdinnen und Juden nahe der ukrainischen Hauptstadt Kyiv/Kiew 1941 in der Schlucht Babyn Jar oder Raus Me-deas Kinder über die klassische griechische Muttermörderin, deren Geschichte er vom Kopf auf die Füße stellt: Sechs Kinder ergreifen das Wort im Jugendstiltheater am Spiegelgrund, der unter den Nationalsozialisten Ort grausamer Morde war, sowie eine Elfriede Jelinek-Inszenierung auf Basis des Textes Angabe der Person, die die verschlungenen Wege des Kapitals mit der »Lebenslaufbahn« der Autorin verbindet.

»Holen wir uns den Glanz des Lebens zurück!« Bekannterweise finden angesagte Revolutionen nicht statt, zumal die von konservativer Seite ob ihrer Israelkritik im Vorfeld heftig kritisierten linken Künstler*innen und Intellektuelle wie Schriftstellerin Annie Ernaux oder Expolitiker Yanis Varoufakis schon bei der Eröffnung nicht dabei waren. Aus vielerlei Gründen wird sich Rau kritische Nachfragen der Festivalbesucher*innen gefallen

lassen müssen. Das Stadtbild hat er mit revolutionär-aufgeladenen Anrufungen jedenfalls verändert: an jeder Ecke kleben Plakate mit aktivistischen Graffitis, schallen vollmundig Zitate historischer Revolutionen von den Wänden oder tarnen bunt verummte Rebellen ihre Absichten. Der Protestkünstler Rau kleckert nicht, er tritt den Bildungsbürgern verbal-radikal die Tür ein, quasi mit Hammer und Sichel.

Schauplatzwechsel nach St. Pölten

Milo Raus österreichische Erstaufführung der Politoper Justice im Festspielhaus St. Pölten markierte den Beginn des neuen Gegenwartskunstoffestival Tangente und wurde als Koproduktion mit dem Grand Théâtre de Genève groß angekündigt. Er selbst liefert Idee, Drehbuch und Regie, die Musik stammt vom katalanischen Komponisten Hèctor Parra und das Libretto vom in Graz lebenden kongolesischen Autor Fiston Mwanza Mujila. Das Ensemble setzt sich aus vorrangig afrikanischen Sänger*innen und Schauspieler*innen zusammen, begleitet vom Chor des Grand Théâtre de Genève und dem Tonkünstler-Orchester Niederösterreich.

Mit Justice inszeniert Rau nach bewährtem Muster das Theater als politischen Ort, an dem globale Diskurse kollektiv verhandelt werden. Die Oper handelt von der postkolonialen Rohstoffausbeutung in Afrika – wir befinden uns im Kongo 2019: Auf einer Dorfstraße in Katanga, zwischen Lubumbashi und Kolwezi, rammt ein mit Schwefelsäure beladener Tanklastwagen einen Bus. Die Folgen: mehr als 20 Tote und viele Verletzte. Die Säure fließt in einen nahen Fluss. Es ist jene Säure, die bei der industriellen Verarbeitung von Mineralien wie Kobalt verwendet wird und in fast jedem Smartphone-Akku verarbeitet ist; nirgendwo wird mehr Kobalt gefördert als im Kongo. Zwischen NGOs und multinationalen Unternehmen, politischen Mächten und der lokalen Bevölkerung wird die Verstrickung von Verantwortung/slosigkeit aufgezeigt und die Frage nach den Begriffen »Entwicklung« und »Fortschritt« gestellt.

Verbrechen als Metapher

Tatsächlich birgt die postkoloniale Kriminalgeschichte revolutionäre Sprengkraft, die Geschichte des zerstörten Dorfes, seiner geschundenen Bevölkerung und den zerrissenen Schicksalen. Rau zimmert daraus ein elegisch-melodramatisches Werk über Schuld und Mitleid, setzt Afro-Jazz-Rhythmen neben Erzählpassagen, Chöre und Arien, konterkariert von realistischen Videoclips. Hochstilisierte Gesänge stehen neben statischen Schauspielerszenen, Orchesterpassagen und Videoinstallationen. Stimmen von Geistern und Opfern mischen sich mit traditionellen Mythen der Region, Tote werden beweint, ein Unternehmer verspricht, im Dorf eine Schule zu bauen, man begeht ein Fest, es wird geprostet und gleichzeitig zelebriert ein Priester sein Ritual. So weit, so gut.

Wo niemand schuld ist

Milo Raus Afrika, das ihm bereits in früheren Projekten als Kulisse diente, versinkt im Chaos, es ist geprägt von den Wunden der Ausbeutung, von Armut, Hunger und Zerstörung. Einmal besingt ein ausdrucksstarker Chor die entsetzlichen Verstümmelungen der Unfallopfer, dann beklagt eine Mutter den langsamen Tod ihrer Tochter durch Verätzung oder ruft ein Schamane die Geister der Vergangenheit herbei, um die Dorfgemeinschaft zu heilen. In langatmigen Monologen beklagen die Protagonist*innen den Tod von Angehörigen, feiert ein Schweizer Unternehmer neue Geschäftsabschlüsse. Er bleibt auf der Bühne die eindeutig schwächste Figur, während die afrikanischen Darsteller:innen glänzen dürfen. Es ist ein Abend der schwarzen Imagination, Kraft und Kunstfertigkeit – ohne dass dies jedoch thematisiert würde. Der Hergang des Industrieunfalls wird geradlinig von Anfang bis Ende nacherzählt, ohne Analyse des skandalösen Geschehens und ohne Hoffnung auf Besserung der Zustände.

Die Methodik der abgegriffenen Postdramatik, alles mit allem auf derselben Zeichenebene zu verhandeln und keine inhaltliche Stellung zu beziehen
»

»

hen, ist ungeeignet, klare politische Botschaften über die Rampe zu bringen. Das Weiterwirken kolonialer Verhältnisse im Dorf Kolwezi, das stellvertretend für einen Kontinent steht, bleibt relegiert auf die Bühne. Diesem Afrika fehlt es an Ressourcen, Arbeit, Perspektiven und Vision – die Straßen sind schmutzig, die Infrastruktur ist zerstört, die Jugend ohne Hoffnung. Das vom Librettisten als

Firma, die ihre todbringenden Säuren in Raus Herkunftsland produziert, wird namentlich nicht erwähnt. Meinen Recherchen zufolge handelt es sich um Glencore in Baar.

Diesem Defizit hätte man mit mehr Demut und weniger liberal-humanistischer Harmoniesucht begegnen können. Das hätte erlaubt, den auf dem



Foto: Carol Parodi



Chronist live kommentierte Geschehen verhartet im lieblichen Erzählten.

Apokalypse ohne Hoffnung

Die Veränderung einer Gesellschaft von Hierarchie, Geschäft und Gewalt, welche die Beziehungen zwischen Europa, Amerika und Afrika bestimmt, wird der Zukunft überantwortet, das Wort »Kapital«, das zentral im Hintergrund schwelt, kommt kein einziges Mal vor; selbst die Schweizer

himmelschreienden Widersprüchen, die sich in den europäisch-afrikanischen Beziehungen manifestieren, nachzugehen, diese zu erforschen und darzustellen. Es hätte verlangt, sich auch der verfügbaren kritischen Theorien brillanter afrikanischer Theoretiker und Aktivisten zu bedienen – von Frantz Fanon über Achille Mbembe bis zu Felwine Sarr. Deren kritische Theorien liefern gutes Rüstzeug, der verzerrten Sicht auf den Kontinent Afrika zu begegnen. Sie sprechen die Jahrhunderte währende Ausbeutung durch europäische Eroberer

rungen an, die alten wie neuen kolonialen Projekte, die – wie hier zu sehen ist – Kunst und Kultur mit einschließen. Die notwendigen Analysen in ein Projekt wie Justice einzubetten hätte bedeutet, positive Zukunftsperspektiven zu skizzieren, die heute überall in Afrika zu verspüren sind. Der demonstrative Mangel an Hintergrundinformation und Widerstandsgesten, das Fehlen von Zukunft wirft die Afrikanerinnen auf der Bühne in ihren Opferstatus zurück. Es scheint Rau mehr um die Reflexion der Kräfte des Guten und Bösen als um die Untersuchung eines anhaltenden geo- und klimapolitischen Unheils zu gehen.

Wie kann es sein, dass auf Raus Bühne eine Negativbotschaft über Afrika verkündet wird und gleichzeitig Dutzende hervorragende Sänger*innen und Schauspieler*innen am Werk sind? Ihre Leistungen alleine widersprechen einer pessimistischen Aussage. Die Triggerwarnung im Programmheft – »Tod, körperliche und seelische Gewalt, das empfohlene Alter ist ab 16 Jahre« – betrifft wohl die Videobilder, die den besten Einblick in den Alltag im Dorf geben, etwas, das die unterkomplexe Inszenierung versäumt und an Heiner Müllers Credo denken lässt, dass Krieg, Gewalt und Revolution auf dem Theater nicht darstellbar sind. Eine vergebene Chance, die vom stets dankbaren österreichischen Publikum mit Standing Ovationen für das weit angereiste Ensemble quittiert wurde.

◇

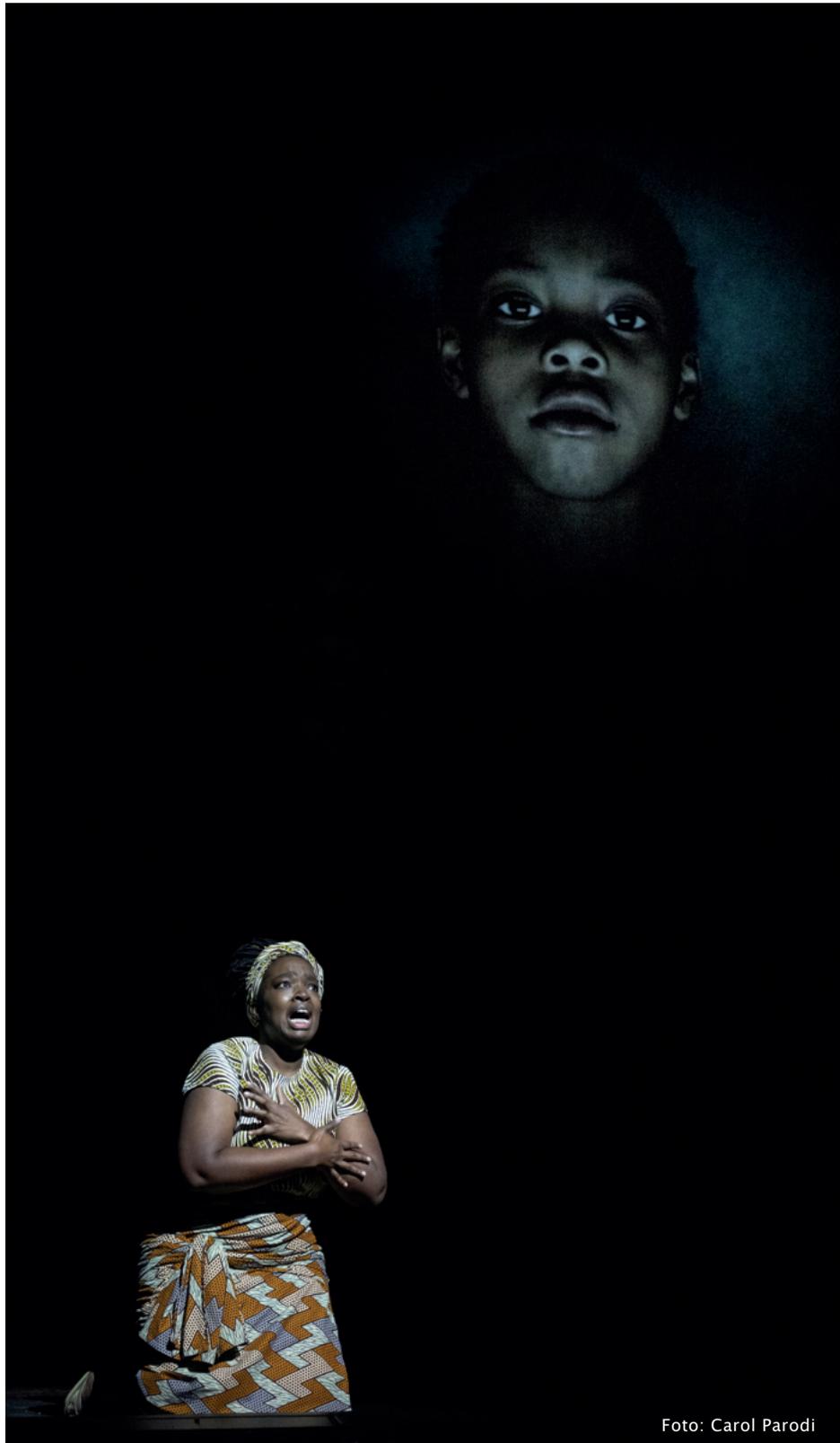


Foto: Carol Parodi